Der Lebenstänzer

Felix Grützner tanzt bei Begräbnisfeiern. Sein Wunsch: Gefühlen einen Raum und Ausdruck zu geben: wo Worte versagen oder nicht erfassen können, was Angehörigen und Freunden beim Abschied von einem geliebten Menschen widerfährt.

St. Maria in Lyskirchen, eine romanische Kirche in Köln. Es ist der 2. November, Allerseelen – Tag des Totengedenkens. Die Kirche ist an diesem Wochentag nicht so stark besucht wie am Sonntag. Aber es ist hier Tradition, dass dieser Tag mit einem besonderen Gottesdienst begangen wird. Zu Beginn hat jeder eine Kerze im Gedenken an einen verstorbenen Menschen entzündet und an einer beliebigen Stelle im Kirchenraum abgestellt. Ein kleines, chaotisches Lichtermeer. Jetzt setzt die Orgel ein, Bachs Choralvorspiel „Wohl mir, dass ich Jesum habe". Und plötzlich steht der junge Mann mit seiner schlichten schwarzen, eng anliegenden Kleidung mitten im Kirchenraum und beginnt zu tanzen. Vorher hatte er die Osterkerze gehalten, an der die vielen Lichter entzündet wurden. Jetzt erzählt er mit Gesten und tänzerischen Bewegungen sehr langsam und sehr reduziert eine Geschichte von Schmerz und Verlust, von Trauer und Tod. Aber auch vom Gefühl der Verbundenheit über den Tod hinaus und der Ahnung von einem Leben danach. Da sind Bewegungen, die wie ein Festhalten und Nicht-Loslassen-Wollen wirken, dann wie ein verzweifeltes Zurückbleiben mit leeren Händen. Plötzlich schaut er suchend zu Boden, geht in die Hocke und streicht sanft mit der Hand über den kalten Kirchenboden: Wo ist noch etwas von dem Menschen, der diese Welt verlassen hat? In diesem Grab etwa? Der Tänzer löst seinen Blick vom Boden und schaut hinauf ins Kirchengewölbe: Ist dort etwas? – Nein, wohl nur eine Täuschung. Aber in ihm selbst ist etwas: Erinnerungen, Gefühle, gemeinsam gelebtes Leben. In der Schlussgeste schlägt er die Spanne vom Irdisch-Vergänglichen zum Spirituell-Jenseitigen: Beide Arme sind diagonal weit ausgebreitet, ein Zeigefinger zeigt schräg nach unten, der andere schräg nach oben. Sein Gesicht drückt etwas zwischen Hoffnung und Zuversicht aus. Dann bringt der Tänzer beide Fingerspitzen vor seiner Brust zusammen und lässt sie einander berühren: ein Sinnbild menschlichen Lebens in Werden, Sein, Vergehen und – Bleiben.

© Jörn Neumann

Ehrfurcht – ich mag dieses Wort, auch wenn es etwas aus der Mode gekommen ist. Wir Menschen erleben Situationen, die uns Ehrfurcht gebieten oder uns sogar in Ehrfurcht erstarren lassen. Ehre erweisen wir einer Sache oder einer Person gegenüber, die größer ist als wir selbst. Und die Erkenntnis unserer Begrenztheit angesichts dieses Größeren kann uns Furcht bereiten. Und so ist es nur natürlich, dass Ehrfurcht uns erfasst, wenn wir Sterben und Tod begegnen, sind sie doch so unendlich unbegreiflich und unfassbar für uns Menschen.

Ein Gefühl der Ehrfurcht ergreift mich jedes Mal, wenn ich zum Totengedenken oder während einer Trauerfeier tanze. Kurz vor Beginn ist mir regelmäßig zum Weglaufen. Aber geht das nicht Trauerrednern und Pfarrerinnen und Pfarrern genauso: Wie einen Ausdruck finden, der Sterben und Tod nur ahnungsweise zu fassen vermag? Es kann nur ein suchendes und fragendes Tasten sein, mehr Frage als Antwort.

Der Philosoph Baruch de Spinoza (1632-1677) hat es so beschrieben: „Beides, Leben und Tod, so verschieden es auch ist, kommt in einem Parallelismus vor…, wobei zwischen beiden keine gegenseitige Interferenz besteht." Wir Menschen erfahren, vor allem als Trauernde, wie Leben „einfach" weitergeht, manchmal als unerbittlich und rücksichtslos von uns empfunden, und wie zugleich der Tod und der Schmerz um den Verlust des geliebten Menschen ebenso präsent sind: Beides existiert zugleich und ist doch nicht als gleichzeitig denk- oder gar verstehbar. Leben mit dem Verlust eines geliebten Menschen ist immer auch Zerreißprobe.

Da wo etwas nicht denkbar ist, fällt es schwer oder ist es unmöglich, Worte zu finden. Doch macht uns die Begegnung mit dem Tod nur vordergründig sprachlos. Wo unser Verstand nicht begreifen kann und erstarrt, rührt sich unser Herz vielleicht umso mehr, gerät unser Gemüt in eine starke Bewegung. Wir möchten weglaufen oder uns verkriechen, schreien oder weinen, anklagen oder nachsterben. Die Sehnsucht verzehrt uns wie ein Feuer oder das Gefühl der Ohnmacht lässt uns wie vor Kälte erstarren. Und wir suchen: nach ihm, nach ihr, nach einer Erklärung, suchen Nähe oder Spuren, Erinnerungen – oder nach einem Schuldigen.

Das alles geschieht zu einem großen Teil, wenn nicht insgesamt in unserem inneren Sein. Meist dringt nur wenig von all dem nach außen. Scham, Angst oder das vermeintliche Gebot zu Gefasstheit und Kontrolle halten diese starken Innenbewegungen eingeschlossen wie in einer schwarz und edel lackierten Kassette: Hoffentlich bemerkt niemand, wie hoch der Druck im Innern ist!

Entgegen unserer christlich geprägten Tradition, die in ihren Trauerritualen durchaus den Raum für Emotionen lassen würde – in Gesängen, Gebetstexten, Gebärden wie dem Erde-ins-Grab-Schaufeln – vollziehen sich unsere Abschiedsfeiern häufig nach dem Motto „Augen zu und durch"; durchhalten, Haltung bewahren, scheint die Devise zu sein, zur Not auch mit Hilfe eines Beruhigungsmittels. Manchmal sind uns die überlieferten Gesten und Rituale fremd geworden. Dann findet man am offenen Grab Weihwasser, die Erde mit der dazugehörigen Schaufel und Rosenblätter. Was soll ich jetzt nehmen? Jedes für sich könnte schon sehr viel ausdrücken.

Für mich ist die Trauerfeier, der Abschied vom geliebten Menschen – sei es in Gegenwart des Leichnams im Sarg oder vor der Urne mit seiner Asche – ein hochemotionaler Moment. Für die körperliche, materielle Seite unserer Beziehung zur Verstorbenen, zum Verstorbenen, ist sie der absolute Endpunkt. Warum hier nicht auch den Gefühlen einen körperlichen Ausdruck geben, ihnen einen Raum öffnen?

Meinen Lebenstanz verstehe ich als einen solchen Raum, der sich öffnet, um dort Gefühle sein zu lassen, ohne sie in der schwarz glänzenden Kassette zu halten. Für den Augenblick des Tanzes kann sich der Deckel heben. Jede und jeder der Anwesenden wird dabei andere Empfindungen haben, unterschiedliche Gedanken werden kommen – auch über die eigene Endlichkeit. Nach wenigen Minuten schließt sich dieser Raum mit dem Ende des Tanzes wieder. Der berühmte Todes- und Trauerforscher Jorgos Canacakis hat die Trauer als eine „vornehme Dame" bezeichnet, die gesehen werden will. Mein Tanz ist ein Angebot, dieser Dame für ein paar Minuten direkt ins Gesicht zu schauen. Mein Tanz möchte aber auch ahnen lassen, dass ihr Gewand heute zwar tief schwarz sein mag, dass sie aber bald schon ein anderes Gewand darüber ziehen wird, ein helleres, vielleicht in hoffnungsvollem Grün oder in liebevollem Rot, gemäß dem Diktum des richtungsweisenden Bestatters Fritz Roth: „Trauer ist verwandelte Liebe."

© Jörn Neumann

Ich wünsche mir, dass die Menschen, die meinen Tanz sehen, sich in ihrem Schmerz und in ihrer Trauer als Wahr-Genommene empfinden können und dass sie die Spur einer Ahnung davon erreicht, dass es ein gangbares Leben mit dem Verlust geben wird. Vielleicht sogar die Ahnung von einem Leben, dass uns alle noch erwartet und in das die Anderen uns vielleicht nur vorausgegangen sind.

In der Trauerhalle eines großstädtischen Friedhofes. Viele Menschen sind gekommen, um Abschied zu nehmen von Anna. Mit Mitte 50 ist sie einer Krebserkrankung erlegen. Die Trauerfeier haben die Angehörigen gemeinsam mit dem Bestatter und dem Geistlichen geplant. Nach der Predigt tritt der Geistliche beiseite. Eine Flöte erklingt, sie spielt das Thema des langsamen Satz aus einem Cembalokonzert von Bach. Das war Annas Lieblingskomponist. Und dann ist er wieder da, der Tänzer vom Allerseelentag. Heute trägt er ein weißes Gewand. Er wiegt sich im Rhythmus der Musik und entwickelt Bewegungen und Gesten, die manchmal mehr Andeutung als klare Aussage sind. Und doch, da scheinen Lebenserfahrungen auf, die vielen in der Halle bekannt vorkommen: Angst, Verzweiflung, Schmerz, Festhalten und Loslassen, Gelassenheit, auch Freude. Anna hatte sehr am Leben gehangen, sie hatte gekämpft. In den letzten Tagen aber war sie ruhiger geworden und hatte sich bewusst auf ihren Tod vorbereitet … Der Tänzer ist inzwischen durch die offene Tür der Trauerhalle hinausgegangen auf den Friedhof, die Flöte verklingt.

„Da hast du mein Klagen in Tanzen verwandelt, hast mir das Trauergewand ausgezogen und mich mit Freude umgürtet."

Psalm 30, Vers 12

Dr. phil. Felix Grützner (Jg. 1964) kann auf über 20 Jahre tänzerische Erfahrung im Kirchenraum und im Gottesdienst zurückschauen. Seine Ausbildung im Klassischen Ballett und Modernen Tanz erhielt er in Düsseldorf, Rom und Bonn. Die ihm wichtige Verbindung von Spiritualität und Tanz führte ihn zur regelmäßigen Mitgestaltung u.a. von Bibellesungen, Gottesdiensten oder Gedenkfeiern. Angeregt dazu hatte ihn der Pfarrer seiner Heimatgemeinde. In den Allerseelengottesdiensten einer Kölner Kirchengemeinde kam Felix Grützner zur Auseinandersetzung mit Krankheit, Tod, Trauer und Verlust: „Es ist die besondere Offenheit der tänzerischen Sprache, die es jedem Zuschauenden ermöglicht, sich bewegen zu lassen – ohne über die eigenen Empfindungen sprechen zu müssen." Er arbeitet als Seminarleiter in der Hospizarbeit und Palliativversorgung mit dem Schwerpunkt Körpersprache, Umgang mit Emotionen und Selbstsorge. www.lebenstaenzer.de

Herzensgärten

Eine Ausstellung mit Fotografien und Gedanken zu Grabgestaltungen für verstorbene Kinder

„Herzensgärten" – so lautet der Titel einer Ausstellung, die eine Projektgruppe von Eltern, die ein Kind verloren haben, unter der Leitung von Pastoralreferent Jürgen Burkhardt und Anne Paul entwickelt hat – beide leiten seit Jahren gemeinsam einen Gesprächskreis für trauernde Eltern in Merzig. Die Ausstellung wurde erstmals im Frühjahr 2013 in der Stadthalle Merzig gezeigt und besteht aus insgesamt 35 großformatigen Exponaten. Auf 27 Fotografien sind Grabgestaltungen für verstorbene Kinder unterschiedlichen Alters zu sehen – vom Baby über Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene bis hin zu erwachsenen Menschen. Je drei Bilder zeigen die künstlerische Ausgestaltung der Gräberfelder in Merzig und Saarlouis für Kinder, die während der Schwangerschaft verstorben sind. Zwei Exponate weisen darauf hin, dass ungestaltete Kindergräber nicht vorschnell als ein Zeichen fehlender Liebe gedeutet werden sollten, sondern vielmehr zeigen, wie schwer der Gang zum Grab durch den unerträglichen Schmerz sein kann.

Die Projektgruppe wollte mit der Ausstellung das Thema der Trauer um verstorbene Kinder stärker in die Öffentlichkeit bringen und vor allem darauf aufmerksam machen, wie wichtig für die meisten Eltern und Angehörigen die bleibende Beziehung zu ihrem toten Kind ist. Dies machen viele auch durch die Art und Weise der Grabgestaltung und Grabpflege deutlich.

„Die Gräber sind uns wichtig", sagte eine Mutter aus der Vorbereitungsgruppe, „aber das ist nicht der Ort, an dem wir unsere Kinder suchen. Wir sind am Grab mit den Händen in der Erde und mit dem Herzen im Himmel." So kam der Titel „Herzensgärten" zustande.